

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 37

Artikel: Vor fünfhundert Jahren

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640127>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Der Gerland hat gesagt, wenn es jetzt Krieg ge—
go — gäbe zwischen Deutschland und Frankreich, und die
Deutschen auf die Schweizer losgehen würden —“

„Den Konjunktiv, bitte!“

„— auf die Schweizer los—gingen, so dürften wir
uns nicht wehren, wir seien ja neutral, unsere Gewehre nützen
uns nichts, weil wir sie nicht gebrauchen dürfen.“ Der
Kleine zog die Mundwinkel schräg abwärts und zierte mit
einem bösen Blick aus seinen schwarzen, mandelförmigen
Kinderaugen auf den reichsdeutschen Kameraden, der seit
zwei Zeugnislängen das städtische Gymnasium besuchte.

Gerland hatte bei den ersten Worten der Anklage den
Finger blitzschnell in die Höhe gehalten.

„Gerland!“

„Das habe ich nicht gesagt. Gerber hänselte mich
jeden Tag, weil ich Reichsdeutscher bin, und da bin ich
zornisch geworden und habe gesagt, die Schweiz sei zu klein,
als daß sie mit Deutschland Krieg führen könnte. Zudem
sei sie neutral, und — und —“

Zehn Spieße flogen links und rechts, vor ihm und
hinter ihm drohend in die Höhe. „Nein, der Gerland
hat gesagt —“

„Er rief in einem fort —“

„Er hat geprahlt —“

„Ar—röhig!“ gebot der Lehrer, ohne seine freundliche
Miene zu wechseln. „Morgen haben wir wiederum Deutsch.
Gerland wird uns in einem kleinen Vortrag auseinander-
setzen, was er gesagt hat und wie er zu seinen Behauptungen
gekommen ist, und Gerber ebenfalls. Ihr andern dürft
nachher die Schnäbel auch aussperren und euch vernehmen
lassen, und ich werde als Schiedsrichter dafür sorgen, daß
es keine blutigen Köpfe absezt. Die nächste Stunde soll
also dem Vaterlande gelten. Nehmt das „Fähnlein der
sieben Aufrechten“, wir lesen weiter.“

Bei den Kollegen behauptete Dr. Stedt hartnäckig und
zäh, in der Tertia lache der blaue Himmel zu allen Scheiben

herein, und doch lag das Zimmer gegen Norden, und ein
mächtiger rundwipfelter Rastanienbaum reckte mit langen,
grünen Fingern gegen das Dach des Schulhauses. Und an
den Markttagen, wenn die Bauernwagen über das Stein-
pflaster holpten, direkt vor dem Gebäude die Kälber und
Schweine der Bauernsäme zwischen Jura und Alpen aufge-
fahren wurden, sapperten, da mußten beide Fenster ge-
schlossen werden und Lehrer und Schüler sich in die Ohren
brüllen, damit sie einander verstanden. Das geschah aber
in der Woche nur zweimal, und heute war kein Martitag,
und durch die großen, rauschenden Rastanienblätter gütten
wirklich die sonnhellen blauen Tupfen des Firmaments.

Zwanzig Blicke slogen ihm zu, als Hans Kaspar Stedt
andern Tags gemessenen Ganges vor das Ratheder schritt.
Wenn er den Schülern etwas Bedeutungsmäßiges anzuzeigen hatte,
das er aus tiefster Brust heraufzuholen schien, so trat er
vor die erste Bankreihe, um den Jungen gleichsam ins Herz
zu reden, streichelte mit Daumen und Zeigefinger den Nasen-
zipfel und blies zweimal durch die Nüstern. Heute verhartete
er gleich zu Beginn der Stunde vor den Bänken, dem
Pulte den Rücken zuwendend, und betupfte gedankenschwer
seine breite, lederbraune Knollennase.

Wie festgenagelt saßen die Buben in ihren schönen
neuen Sitzen, die Brust auf die Platte gebeugt, die Augen
sperrangelweit offen. Sogar der Ullerwelts-Strudelwudel
Gempeler, der stets mit zehn Fingern an den Heften unter
der Bank zu nesteln hatte, saß mit verschränkten Armen
an seinem Platze, mäuschenstill. Zwei winzige senkrechte
Strichlein zwischen den Brauen verrieten, daß er in großer
Spannung wichtigen Dingen entgegensauerte.

Der Klassenschef erhob sich stramm und meldete mit
einem bedeutungsvollen Lächeln auf den Lippen: „Nie-
mand fehlt — für heute keine Aufgaben — Gerland und
Gerber halten den Vortrag.“

(Schluß folgt.)

■ ■ Kriegsgreuel. ■ ■

Don Walter Dietiker.

Nicht fassen Herz es und Verstand:
Es ist ein neuer Krieg entbrannt.

Der Himmel glimmt in roter Glut,
Der Erdball trieft vom warmen Blut.

Das sich erhebt — es schließt ja nur
Im goldenen Käfig der Kultur.

In Trümmern raucht so mancher Herd,
Gar tiefe Wunden schlägt das Schwert.

Und wir, wir fragen ohne Ruh:
„O großer Gott, warum, wozu?“

Wir glaubten uns so gut und klug
Und Raum für alle war genug.

Und nun erkennen wir erschreckt
Das Tier, das noch im Menschen steckt.

O Himmel, sag', wann endlich siegt,
Was göttliches im Menschen liegt?

Dor fünfhundert Jahren.

Im vergangenen Juli vor fünfhundert Jahren strahlte
die junge, aber schon kräftige Stadt Bern im Festhümuck.
Sie erwartete Besuch: König Sigismund, der seit 1410 auf
dem deutschen Thron saß und Hoheitsrechte über die reichs-
unmittelbare Stadt Bern besaß.

Die Geschichte berichtet vom Jahre 1414, daß der König
kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung mit den Eidgenossen
Beziehungen anknüpfte. Er kannte sie als tapfere und kriege-
rische Männer und versuchte, sie für sein Unternehmen gegen
den Mailänder Herzog Philipp Maria Visconti zu interes-
sieren. Aber die Eidgenossen waren nicht so willfährig, wie er
gehofft hatte. Obwohl er persönlich die Unterhandlungen

mit den Boten der acht alten Orte in Chur leitete, vermochte
er nicht, sie für seine Pläne zu interessieren. Dagegen brachte
er es zustande, daß ihn eine 600 Mann starke Söldnerschaar
über den Monte Cenere begleitete. Als er aber für ihren
Sold nicht auskommen konnte, ließen sie ihm in Tesserete
davon.

Mit dem Versagen dieser Hilfe scheiterte dann über-
haupt das Unternehmen des Königs gegen den Mailänder.
Die Streitkräfte, die er vor die verschlossenen Tore Mai-
lands führte, waren nun viel zu gering, als daß sie dem
Herzog hätten imponieren können. Unverrichteter Dinge,
nur mit nichtsagenden Versprechungen vertröstet, mußte er

wieder abziehen. Verbittert und erzürnt über den Mißerfolg lehrte Sigismund im Sommer 1414 über die Alpen zurück; den Weg nach seinen deutschen Landen hatte er durch Savoyen gewählt. Sei es nun, um nicht des Königs Gunst zu verlieren, oder um auf andere Weise wieder gut zu machen, was sie ihm verweigert, kurz, Bern benützte des Königs Durchreise, um ihn nach ihrer Reichsstadt zu laden und nun ihm einen glänzenden Empfang zu bereiten. Am 3. Juli ritt Sigismund mit dem Grafen von Savoyen und dem Markgrafen von Montferrat in die festlich geschmückte Stadt Bern ein. Der gesamte Klerus, „die ganze Pfaffheit“ wie es im Berichte heißt, war ihm entgegengezogen. — Kniend begrüßten ihn 500 bekränzte Knaben, deren Kopfbedeckungen kleine Schildlein mit dem Reichsadler darauf, aufwiesen. Vor dem Tore waren der Rat und die Zweihundert versammelt. Der Schultheiß Peter von Krauchtal überreichte dem König die Schlüssel der Stadt. Sigismund selber ritt unter einem goldenen Baldachin, den die Berner trugen. An seinen Seiten schritten der Schultheiß und die Räte einher. Ihr Weg ging durch die Gassen der Stadt, neben dem Spalier bilden den Volke vorbei zu den Predigern, allwo das Absteigequartier für den König und sein Gefolge gerichtet war. Der Chronist weiß von ihm zu berichten, daß man des Königs Kammer und sein Bett mit kostbaren Teppichen von Gold und Seide bereitet und die Wände mit feinen Teppichen behängt hatte.

Zur Begrüßung des Königs in den Mauern Berns waren auch die eidgenössischen Boten herbeigeeilt und versuchten mit ihm über die Eroberung des Eschentales zu verhandeln, das ihnen die Savoyarden 1412 in einem offenen Ueberfall abgenommen und das seither zum Walliser Aufstand geführt hatte. Da sich aber der Graf von Savoyen in seinem Gefolge befand, bemühte sich Sigismund, die Eidgenossen von dem Vorhaben eines abermaligen Zuges über die Alpen und damit von der Wiedereroberung des Eschentales abzubringen. Mit dem Savoyer verkehrte er in auffälliger Vertraulichkeit, so daß der Chronist berichten muß,



Einzug König Sigismunds in Bern im Juli 1414.
(Aus „Die Kriegstaten der Schweizer“ von Oberst Emil Frey, Verlag von S. Zahn, Neuenburg.)

dass „der Künig, der graß von Savoy und der Margis von Monferr us einem Glas“ getrunken hätten.

Drei Tage nach seinem Einzug verließ der König die Stadt Bern, hochbefriedigt von dem Empfange, wie es scheint, denn er soll sich nachmals geäußert haben, daß ihm in keiner andern Reichsstadt größere Ehre erwiesen worden sei als in Bern.

Uns ist es weniger um die geschichtlich unbedeutende Episode zu tun, als darum, unsern Lesern das Bild von des Königs Einzug und dessen Empfang durch die knienden Knaben und dem dahinter stehenden Klerus in der primitiven Auffassung der damaligen Zeit vorzuführen und auch, ihnen mit der seltenen Illustration zu zeigen, welch wichtiger Schatz die Berner Stadtbibliothek in der Chronik von Schilling-Spiez, der sie entnommen ist, besitzt. —

Aberglauben in Bern.

(Nachdruck verboten.)

Karfreatgseier, sagt man, würden ganz besondere Wirkungen ausüben. Sie seien kräftiger als andere Eier, und würden dem, der sie genießt, ungeahnte Kräfte

verleihen. Deshalb hebt jede kluge Frau sie für irgend eine passende Gelegenheit auf. Die Bäuerin dagegen wirft sie über das Hausdach: so ist sie sicher, daß während des